

»Fenster putzen. Muss ich mal wieder machen. Zeitung zerreißen. Rausgehen. Wischen, bis es quietscht ...« Mit dem von Baustellenstaub getrübbten Blick auf leere Berliner Straßen während des ersten Lockdowns beginnt Manja Präkels' poetisch-essayistische Reise durch die jüngere deutsche Geschichte und Lebenswelten in Stadt und Land.

Erinnerungen an die letzten Jahre der DDR, Begegnungen mit Rotarmisten und das Aufwachen zwischen Neonazis nach 1990 mischen sich mit Besuchen brandenburgischer Flüchtlingsprojekte der Gegenwart und Reisebildern aus ehemaligen Sowjetrepubliken. Ein kasachischer IT-Spezialist schwärmt vom Pionierlager am Scharmützelsee. Russische Zuhälter in Transnistrien zeigen stolz ihre falschherum tätowierten Hakenkreuze. Im Rheinsberger Schlosspark bekämpft ein junger Sheriff einen mürrischen Riesen, während im lang geschlossenen Lichtspielhaus Alhambra die Fische singen: »Wer möchte nicht im Leben bleiben?«

*Manja Präkels*, 1974 in Zehdenick/Mark geboren, lebt als Autorin, Musikerin und Sängerin der Band »Der singende Tresen« in Berlin und betreibt als Mani Urbani experimentelle Klangforschungen. Sie war Mitherausgeberin der erzählerischen Anthologie »Kaltland – Eine Sammlung«, eines Klassikers der Nachwende-Literatur, und stellte für den Verbrecher Verlag mit Markus Liske das Erich-Mühsam-Lesebuch »Das seid ihr Hunde wert!« (2014) sowie den Band »Vorsicht Volk! Oder: Bewegungen im Wahn?« (2015) zusammen. Für ihren Debütroman »Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß« wurde sie mit dem Kranichsteiner Jugendliteratur-Stipendium 2018, dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2018 und dem Anna-Seghers-Preis 2018 ausgezeichnet.

**MANJA PRÄKELS**

# **WELT IM WIDERHALL ODER WAR DAS EINE PLASTIKTÜTE?**

**ESSAYS**

VERBRECHER VERLAG

# INHALT

7	Fensterblick
11	Welt im Widerhall
15	Schlumpfeiszeit adé
19	Brandenburg macht Pause
25	»Sie fühlen es nur nicht.«
31	Am Rande wächst die Eigenart
35	»Hört auf, so zu tun, als gäbe es ein Zurück!«
41	Heinersdorf und die Flüchtlinge
47	Hasshasenangst
55	Die das Fürchten lehren
59	Die Eingeborenen
71	Echte Männer, geile Angst
81	Die Welt zerfällt am Wegesrand
89	Wir waren Mädchen in extremen Zeiten
95	Unterm Gras die Knochen
103	Im schönsten Wiesengrunde

- 111 Kein abgeschlossenes Kapitel  
(Erinnerungen als Rohstoff der Geschichte)
- 117 Eskalator hoch und runter
- 123 Djewotschka will heim
- 131 Dichtung und Elend
- 141 Lambada für Lenin
- 151 Wenn mal allet nich mehr is
- 169 Provinz des Menschen,  
oder: Der Schicksalsautomat braucht keinen Strom
- 181 Von Fischen, die in Kinos singen
- 187 Nachtrag
- 189 Nachweise

## FENSTERBLICK

Ich muss mal wieder Fenster putzen.

Wenn ich rausschaue, steht da ein Hochhaus. Siebzehn Stockwerke. Hier wie dort. Aber dort sind keine Fenster. Keine Leute. Ich schaue auf die hell gestrichene Brandmauer. Es ist der Blick auf ein leeres Blatt. Mir macht das nichts. Wenn ich am Schreibtisch sitze und kein Gedanke will hinaus, stehe ich auf, trete ans Fenster und voilà ...

Viele Leute fürchten sich davor, verrückt zu werden am Alleinsein. Ich habe einen Meisenknödel vor das Fenster gehängt. Vor die Leinwand. Es kommen Spatzen. Und dicke Tauben. Ihr einlullendes Gurren ist mein Stimmungsbarometer. Manchmal verspüre ich Lust, sie zu erschießen. Sie oder den blöden Dauerkläffer vorm Supermarkt da unten. Der bellt minutenlang und ohne Unterlass die Türen an. Seine Besitzerin benötigt so viel Zeit für den Einkauf, weil sie im Rollstuhl sitzt und wirklich viel Bier braucht, um den Tag zu überstehen. Nichts ist in Ordnung. War es nie.

Meine Großmutter saß viele Stunden ihres Lebens an ihrer Nähmaschine und schaute hinaus. Ihre Hände kannten die Arbeit. Blind. Schoben, zupften, prüften Stoffe. Sie blickte dabei auf die Straße, eine alte Linde, den Friedhof für die gefallenen Sowjetsoldaten. Das Alleinsein setzte ihr zu. Daran kann ein Mensch sich nicht gewöhnen. Oder?

Direkt neben dem Fenster hängt ein Wetterhäuschen. Hydrometer. Bei schönem Wetter dreht die eine, bei schlechtem die andere Person nach draußen. Sie kommen weder im Haus noch außerhalb jemals zusammen. Allerhöchstens an grauen, milden Tagen stehen sie auf einer Höhe und blicken hinaus, jede aus ihrer eigenen Tür. Isolation in Gemeinschaft. In Zweisamkeit.

Fenster putzen.

Muss ich mal wieder machen.

Zeitung zerreißen. Rausgehen. Wischen, bis es quietscht.

Ich denke an Frau Ahlgrimm und die anderen alten Leute, die mit ihren dicken Kissen die Fensterbänke meiner Kindheit bevölkerten. Solange ich noch hilflos, klein und wackelig auf den Beinen gewesen war, haben diese Alten, die aus Fenstern schauten, manchmal überraschend eine runzlige Hand nach mir ausgestreckt. Da lag dann ein Bonbon drin. Oder ein Groschen. Später verpiffen sie mich bei meinem Vater, der immer genau wusste, wann ich an welcher Straßenecke geraucht hatte oder geknutscht oder an die Wand gekotzt. Analoge Vermittlung. Hatten alle kein Telefon, damals.

Wie ich es jahrelang gehasst habe, zu telefonieren. Jetzt gehe ich bei jedem einzelnen Anruf ran. Na ja, fast.

Total durcheinander. Bin ich das, oder ist es die Welt?

Da.

Draußen.

Vorm Fenster.

Eine Romni steht vorm Edeka. Wird weiträumig umkurvt. War schon vor Corona so. Ist schlimmer geworden. Es fehlt nicht mehr viel und einer schlägt ihr die Hand fort. Sie humpelt davon. In kein Zuhause.

Ich bin klein.

Mein Herz ist rein.

Da passt auch niemand sonst hinein.

Meine Großmutter trug immer ein Transistorradio mit sich herum, es hatte einen Tragegriff. Wenn sie Wäsche aufhängte, stellte sie es ins Gras. Wenn das Wetter schön war und sie strickte, auf den Tisch bei der Hollywoodschaukel. (*Versprich mir, nicht auf einmal stumm zu sein.*)

Komisch. Das hat sich wohl vererbt. Direkt nach dem Aufstehen stelle ich die Radios an. In der Küche. In meinem Zimmer. Auf der Suche nach einer Stimme gegen das Alleinsein. Sie spielen Durchhaltemusik. Schmachttende Popsongs. *Don't let the sun go down on me. You never walk alone.* Wer hat diesen Dreckssender eingestellt? Ach, ich war das? Auf der Suche. Im Äther nachts um halb vier.

*Eines Morgens, in aller Frühe. Bella ciao, bella ciao ...*

Im Fernsehen: Musikantenstadl. Trödeltruppen. Hart und unfair. *Dass meine Feinde weiter mit mir sprächen.* Die alten Frauen, die verwitweten, damals, die hatten sich ein Reservoir an Erinnerungen angelebt, die sie in Tagträume verwandelten. Eine Art Wegzehrung für das Fortleben. Aber was, wenn da nichts Neues mehr dazukommt? Was, wenn keiner mehr unterwegs ist, draußen auf den Straßen? Wenn nichts mehr zu beobachten ist? Womit füttere ich dann die Vögel?

Ich muss mal wieder Fenster putzen.

## WELT IM WIDERHALL

Wir leben in einer Schlucht. Das Heulen des Windes, wenn er zwischen den Hochhäusern hindurchfegt, wird begleitet von Verwirbelungen. Ich habe einen Luftballon im Zickzackkurs bis hoch in die 17. Etage fliegen sehen. Oder war das eine Plastiktüte? Der Mond ist heller dort oben. Und die Welt stiller. Wenn unten vorm Edeka ein Hund bellt, klingt es, als säße er uns zu Füßen.

Am erwachenden Morgen rauschen die Straßen ringsum wie das Meer. Kehrfahrzeuge schieben Laub und Müll vor sich her. Es ist besser, die Fenster zu schließen. Sonst kann es vorkommen, dass ein Stück von letzter Nacht hereinfliegt. Eine Kippe vielleicht. Oder ein Kondom.

Vor vielen Jahren, ich war gerade erst in der Stadt angekommen, fuhr ich täglich vom äußersten Osten bis nach Dahlem und zurück. Dass die U1 ab Warschauer Straße als Hochbahn durch Kreuzberg führt, verkürzte den langen Weg erheblich. Ich, die an leere Landschaften gewöhnte Exilbrandenburgerin, schaute und staunte. Am Halleschen Tor blieb mein Blick stets am Rondell kleben, dem Mehringplatz-Ensemble mit seinen geschwungenen Balkonen, unter denen die Leute durchliefen. Dahinter Hochhäuser, wie sie auch am Springpfuhl in den Himmel ragen, Wohnkomplexe, in die ganze Kleinstädte passen. Irgendwo stand immer einer und pisste in die